

Die Kirche St. Laurenzen in St. Gallen, zum Abschluß der Restaurierung 1963–1979 herausgegeben von der Evangelisch-reformierten Kirchgemeinde St. Gallen, St. Gallen, VGS Verlagsgemeinschaft, 1979, 315 S., 89 Abb., geb., Fr. 38.–.

Auf St. Gallen angesprochen, reagiert der auswärtige Kunstfreund in erster Linie «karolingisch/barock». Er sieht vor dem einen Auge den karolingischen Klosterplan, vor dem andern den barocken Schwung der Stiftskirche und Stiftsbibliothek. St. Galler Gotik dagegen ist ihm kein sonderlicher Begriff. Und doch steht zwischen Bahnhof und Klosterbezirk ein stattliches Gebäude, dessen Spitzbogen nicht zu übersehen sind – die reformierte Kirche St. Laurenzen. Nach Band I des «Kunstführers durch die Schweiz» (herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte) ist sie «ein bemerkenswertes Konglomerat spät- und neugotischer Stilelemente. Gründung M. 12. Jh., als Pfarrkirche erwähnt 1235; Neubau begonnen 1413 von Joh. Murer, weitergeführt von Michel von Safoy (Savoie), Werkmeister in Salem, geweiht 1422; nördl. Emporentrakt 1. H. 16. Jh. (wohl nachreformatorisch), südl. Emporenanbau 1577 von Conr. Gmünder; im Sinn der Neugotik umgeb. 1851 von Christoph Kunkler nach Plänen von Joh. Georg Müller (gest. 1849) unter Mitarbeit von Ferd. Stadler; Rest. 1964–67 (Turm) und 1967 ff. ...» Zum Abschluß dieser jüngsten Gesamtrestauration, die sich – alles eingeschlossen – von den fünfziger Jahren bis gegen 1980 erstreckte, hat die Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde St. Gallen eine an Beiträgen sehr gewichtige Festschrift herausgegeben. Sie umfaßt die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen, die den Wiederherstellungsarbeiten parallel liefen. Diese Untersuchungen leuchten St. Laurenzen von allen Seiten aus, beschränken sich also nicht auf die architekturhistorischen Aspekte. Das ist bemerkenswert. Die Autoren haben es verstanden, auch kompliziertere Gedanken in einer leicht verständlichen Formulierung niederzuschreiben. Wo nötig, wurden den Abhandlungen einführende Erläuterungen vorangestellt, so daß auch Leser ohne geschichtliche Vorkenntnisse zu folgen vermögen. Diese Tugenden heben das Buch über die Eigenschaft eines bloßen wissenschaftlichen Rechenschaftsberichtes hinaus.

Einen so komplexen Bau zu restaurieren, ist im vornherein keine Kleinigkeit. Handelt es sich wie hier um eine Kirche, die von ihrer früheren Stellung als dominierende Stadtkirche allmählich in den bescheideneren Rang einer Quartierkirche abgesunken ist, dann entstehen zusätzliche Schwierigkeiten. Vereinigt sie in sich mehrere Stilformen, so steht allen Beteiligten unerschöpflicher und teils auch explosiver Gesprächsstoff zur Verfügung. Wie es beim Restaurieren gerne geschieht, traten die größten Probleme aber erst auf, als das Unternehmen bereits in vollem Gange war und den Verantwortlichen nach schlaflosen Nächten doch nur die Flucht nach vorne übrigblieb.

Wie die Arbeiten ins Rollen kamen und sich dann weiterentwickelten, schildert Paul Strasser, Präsident der Evangelisch-reformierten Kirchgemeinde St. Gallen, in einem Kapitel, das er mit «Chronik der Restaurierung 1963–1979» überschreibt. Danach begann es bereits 1951 mit der Diskussion um die stark verwitterten neugotischen Evangelistenfiguren, die man im Zuge einer Ausbesserung der Westfassade zu entfernen trachtete. Fachleute äußerten sich aber sehr positiv über den künstlerischen Wert dieser Skulpturen, womit sie die Neugotik als durchaus ernstzunehmende Stilform ins Bewußtsein der Kirchgemeinde trugen. Als später die Orgel ihren Dienst versagte, kam man zum Schluß, vor der Anschaffung eines neuen Instrumentes sei der nicht mehr repräsentable Innenraum zu restaurieren. Wenn schon Innenrestaurierung, dann auch Außenrestaurierung! Fachleute wurden beigezogen. Man rechnete mit ein- bis anderthalb Millionen Franken Aufwand. Damit nahm ein Abenteuer seinen Lauf, das der berühmten Stiftskirche die alte Stadtkirche wiederum würdig zur Seite stellte und der Kirchgemeinde schließlich Kosten von über vierzehn Millionen Franken bescherte. Albert Knöpfli, Experte der Eidg. Kommission für Denkmalpflege, zählte St. Laurenzen glücklicherweise «zum Besten von dem, was in Neugotik erbaut wurde». So kamen Bund, Kanton, Stadt, Nachbargemeinden und viele private Spender dem «Baudenkmal von nationaler Bedeutung» mit Subventionen zu Hilfe. Schritt für Schritt, sachlich und doch mit Sinn für Humor zeichnet Strasser den Verlauf der Restaurierung nach. Zwischen den Zeilen läßt sich herauslesen, daß die Kirchenvorsteherschaft künstlerisch und finanziell mehrmals umdenken mußte und es den Laien nicht immer ein Leichtes war, die Gedankengänge der Fachleute nachzuvollziehen.

Das Ergründen einer Baugeschichte erfordert jeweils neben den Studien am aufgehenden Mauerwerk auch eine Untersuchung des Baugrundes, wobei der Ertrag zum voraus nicht abschätzbar ist. Deshalb entstanden in der Kirchgemeinde einige Zweifel an der Notwendigkeit einer aufwendigen Grabung. Darauf reagierte der Stiftsbibliothekar Johannes Duft mit scharfsinnigen Überlegungen zur Laurentius-Verehrung in St. Gallen: Ein Laurentiusaltar im berühmten Klosterplan und eine besondere Lobpreisung des Heiligen in den beiden Hauptwerken Notker des Stammlers ließen vermuten, der allgemein sehr geschätzte Märtyrer sei bereits in karolingischer Zeit in St. Gallen heimisch gewesen. Weitere Impulse erlebte der Laurentius-Kult im 10. Jahrhundert unter Otto dem Großen (Sieg über die Ungarn auf dem Lechfeld am Laurentiustag, 10. August 955). Schon für jene Zeiten wäre demnach eine Laurentius-Kultstätte in St. Gallen denkbar. Warum nicht am Ort der heutigen Laurenzenkirche? Hier stammt die älteste urkundliche Erwähnung aber erst aus dem Jahr 1166. Somit kann nur eine Bodenuntersuchung Gewißheit bringen. Also Grabung! Und siehe da: St. Laurenzen ist tatsächlich älter als man bisher gemeinhin angenommen hat! Dufts Aufsatz «Von St. Laurentius zu St. Laurenzen» und der Grabungsbericht der Kantonsarchäologin Irmgard Grüninger und des Anthro-

pologen Bruno Kaufmann ergänzen sich gegenseitig. (Vielleicht lassen sich zukünftige Grabungsberichte sprachlich noch etwas ausfeilen.) Unter der heutigen Kirche fanden sich Reste von sechs Vorgängerbauten. Man kam zum Ergebnis, daß das erste nachweisbare Gebäude als kleine *Begräbniskirche* in karolingischer Zeit (nach 800) entstanden sein muß. Im 10. Jahrhundert, vielleicht nach dem Sieg über die Ungarn (955), folgte als zweites wohl eine *Memorialkirche*. Der dritte Bau aus dem 11. Jahrhundert wird als *Marktkirche* bezeichnet. Nach dem Stadtbrand von 1215 wurde eine größere *Pfarrkirche* errichtet, nach dem neuerlichen Brand von 1314 ein *Provisorium*, im frühen 15. Jahrhundert eine *Notkirche*. Erst der Neubau von 1413/23 entspricht im Grundriß dem heutigen Gotteshaus. Die wechselhafte Baugeschichte seit dieser Zeit schildert Albert Knöpfli im eigentlichen Kernstück des Buches, dem Kapitel «St. Laurenzen und seine baulichen Schicksale». Zahlreiche, teils farbige Abbildungen, Rekonstruktionszeichnungen und ein mehrfarbiger Plan mit den übereinanderliegenden Grundrissen machen den leicht lesbaren Text noch verständlicher. Viele eingestreute Zitate aus einschlägigen Urkunden erhöhen seine Lebendigkeit. Über weite Strecken zwingt der Mangel an Quellen zu Hypothesen. Doch der große neugotische Umbau ist mit so vielen Dokumenten belegt, daß sich hier das Prozedere im Detail nachvollziehen läßt. Mit spürbarem Hochgenuß hat Knöpfli in den alten Papieren gewühlt und sie zu einem Bericht zusammengetragen, der an Spannung nichts zu wünschen übrig läßt. Die nunmehr abgeschlossene Gesamtrestaurierung erläutert er aus der Sicht des beteiligten engagierten Fachmannes.

St. Laurenzen ist jedoch nicht nur ein Baudenkmal. Im ebenso gewichtigen Kapitel «St. Laurenzen als Stadtkirche» läßt der Historiker Ernst Ehrenzeller die Geschichte rund um die Kirchenmauern neu entstehen. Kompetent berichtet er von der Beziehung zum Stift, der Funktion der mittelalterlichen Pfarrkirche, der Reformation und den neuen Formen religiösen Lebens, der Entstehung der Kirchgemeinde und ihrer Einrichtungen. Auch hier würzen Zitate aus den erhaltenen Dokumenten den flüssig abgefaßten Text. Mit diesem großen farbigen Bild werden die Steine von St. Laurenzen lebendig. Und damit findet die Kirche auch ihre Würdigung als wichtiger Bestandteil der Geschichte St. Gallens.

Des weiteren beschreibt Stadtarchivar Ernst Ziegler «das Jahrzeitenbuch im Staatsarchiv», das nicht nur Namen und Todesdaten, sondern zusätzlich gar manchen wichtigen Eintrag über kriegerische Ereignisse, Brände usw. enthält – für den Geschichtsschreiber eine wahre Fundgrube! Schließlich äußert sich Pfarrer Karl Graf in einem kurzen Kapitel über die Glocken und würdigt in einem weiteren Beitrag das kirchenmusikalische Leben zu St. Laurenzen, von der Wiedereinführung des Gemeindegesangs nach der Reformation, der Begleitung durch Zinken und Posaunen, den Orgeln bis hin zu den großen Oratorienaufführungen, die St. Laurenzen auch zum namhaften Konzertsaal werden ließen. (Hansjörg Gerig: «Die Orgeln der Kirche St. Laurenzen in St. Gallen, Neubau-

ten und Umbauten von 1518 bis 1979» ist zusätzlich als separate Schrift erschienen.)

All diese Aufsätze sind ihrem Inhalt entsprechend chronologisch geordnet. Am Anfang steht der Grabungsbericht, am Schluß die Chronik zur Restaurierung. Ein Verzeichnis der Leutpriester, Helfer und Pfarrer zu St. Laurenzen fügt sich an. Es fehlt nur eine in Stichworten abgefaßte chronologische Übersicht über die bauliche Entwicklung der Kirche. Für alle Eingeweihten ist sie überflüssig, weshalb wohl keiner der Beteiligten daran gedacht hat. Dem Außenstehenden hätte sie sehr geholfen, sich in der so langen und so komplexen Baugeschichte rascher zurechtzufinden.

Trotz des reichen Materials ist die Festschrift im Format handlich geblieben und in einer wohltuend großen Schrift gedruckt. Dank der Fadenheftung fällt sie auch bei robuster Behandlung nicht gleich auseinander. Sämtliche Anmerkungen wurden als Fußnoten angebracht. Die heiklen Pläne aus dem 19. Jahrhundert sind trotz der notwendigen massiven Verkleinerung in den Abbildungen gut lesbar geblieben. Wahrscheinlich deckt der außerordentlich günstige Ladenpreis von Fr. 38.– knapp die Selbstkosten. – Alles in allem ein erfreuliches Werk, das innerhalb der St. Galler Geschichtsliteratur einen festen Platz wohl verdient.

*Verena Stähli-Lütthi, Niederscherli (BE)*

*Hans Stickerberger, Ipsa assumptione creatur. Karl Barths Rückgriff auf die klassische Christologie und die Frage nach der Selbständigkeit des Menschen, Bern, Peter Lang, 1979 (Basler und Berner Studien zur historischen und systematischen Theologie 38), 245 S., kart., sFr. 54.–*

Eine herausragende Barth-Studie, die hoffentlich die ihr gebührende Beachtung finden wird – trotz den Eigenheiten ihres Verlegers! Ohne auf modische Thesen zurückgreifen zu müssen, zum Teil sogar in expliziter kritischer Auseinandersetzung mit ihnen, zeigt der Autor in einer eindringlichen Textinterpretation die Brisanz Barthscher Christologie und Anthropologie; es erscheint dadurch der unbequeme Gehalt der Barthschen Theologie insgesamt, der nicht nur den kolportierten Vorurteilen über Barth, sondern auch dem modernen Urteilen über Gott, Welt und Mensch zuwiderläuft. Der Rede vom «doketischen», «menschenfeindlichen», «weltfremden», «neuorthodoxen» Theologen stellt Stickerberger das Bild eines Denkers gegenüber, der die Welt besser versteht, als sie sich selbst zu verstehen vermag, der seiner Zeit zuweilen weit voraus ist und der die Rettung einer an sich selbst zugrundegehenden Humanität mit der überaus kühnen These vertritt, diese habe ihr Sein gerade nicht in sich selbst, sondern in einem anderen. Das ist die eigentliche Spitze der alten Lehre von